Ein Pantheon des Handels: die Markthalle Basel, errichtet 1929 vom Architekturbüro Gönner und Rhynner, mit einer Kuppelspannweite von sechzig Metern.

Foto: Patrick Tschudin / Wikipedia

Beton ist Schönheit

Ein Essay von Andreas Nentwich

Beton lässt sich biegen und formen, er schmiegt sich den Ideen des Menschen an: Es gibt kaum eine architektonische Vision in den letzten hundert Jahren, die nicht Betongestalt angenommen hat. Auch da, wo nicht Beton draufsteht, sondern «Jugendstil» oder «Neubarock», war er meistens schon drin – aber die grossen Konstrukteure der Moderne standen und stehen zu ihm. Dennoch ist sein Ruf schlecht. Jedenfalls nicht gut, solange wir immer noch für alles, was an unserer Lebenswelt unwirtlich und trostlos ist, unwillkürlich Wörter wie «Betonwüste» zur Charakterisierung heranziehen. Gewiss: In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben sich Kahlschlag, Flächenbetonierung und eine auf allen Feldern deprimierend-grobschlächtige Sichtbetonarchitektur gegen den Menschen verbündet – graue Schulhäuser, trostlose Zubringerstrassen, stinkende Unterführungen, bedrückende Ladenpassagen, fensterlose Seminarräume trüben seitdem das Bild nicht nur unserer Städte. Nicht zu vergessen Kirchen, die sich als frühchristliche Katakomben gebärden, aber vor allem durch Stickluft, geheimnisloses Zwielicht und muffige Teppichböden gekennzeichnet sind: Art brut in Pantoffeln.

Doch was kann der Beton dafür, dass die Erbauer solcher Bunker, die sich als «Skulpturen» verstehen, keine Le Corbusiers sind oder Künstler wie der Bildhauer Fritz Wotruba, der 1974 in seiner Kirche am Wiener Georgenberg Massen von Beton, ohne ihnen ihre Kraft zu nehmen, ins Schweben erlöst hat: «Schön» ist dieses zyklopische Gebilde, weil nichts an ihm gesucht oder angestrengt wirkt, weil jeder der Quader, aus denen es zusammengeschoben ist, an seiner Stelle notwendig erscheint.

Aber tut hier nicht lediglich ein synthetischer Baustoff so, als sei er Urgestein, aus Vulkanen geschleudert und von einem Riesenkind aufeinandergeworfen? Bezwingend ist der Bau, aber ist sein Baustoff – Beton – eigentlich schön? Schön, wie Feldstein, Basalt, Marmor, auch Backstein schön sein können? Doch, so sei hier behauptet, der Baustoff ist schön. Zu seiner ganzen Schönheit erweckt hat ihn aber wohl erst wieder die Architektur der letzten zwanzig Jahre, die auf die Schlichtheit und Klarheit der Klassischen Moderne zurückgreift. Im Verbund mit Glas, Metall und edlen Hölzern entfaltet Beton nicht nur einen ganzen Regenbogen von Grautönen – er zeigt sich kühl und warm, schwer und leicht, spröde oder

Holz, Glas, Farbe, Licht: Der Sichtbeton ist immer im Spiel mit den Materialien und Elementen, auf die er trifft.

Foto: Fotolia

Foto: ninanuri, Wikipedia

Die Kirche «Zur Heiligsten Dreifaltigkeit» in Wien, erbaut 1974–1976 aus 152 Betonblöcken nach Plänen von Fritz Wotruba (1907–1975).

Oberlicht im Treppenhaus der Pädagogischen Hochschule Thurgau in Kreuzlingen, errichtet 2008 von dem Basler Architekten Beat Consoni.

Foto: Pädagogische Hochschule Thurgau, Kreuzlingen

«Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Strassenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst»

Karl Kraus, österreichischer Schriftsteller (1874–1936)

hochglänzend wie Marmor, immer im Spiel mit dem Material, auf das er trifft. Mit Holz wird er kühl und leicht, Metall weckt seine Wärme, Glas seine Leuchtkraft. Beton ist der demokratische Mitspieler schlechthin im Konzert der Moderne, in dem jede Stimme Eigenwert hat und zugleich den der anderen betont. Die Schönheit heutigen Bauens, die ich am KKL Luzern entdecke, am Kunsthaus Bregenz, mitunter ganz unverhofft wie jüngst am Neubau der Pädagogischen Hochschule Thurgau in Kreuzlingen, kommt aus der Klarheit, der Güte des Materials und der Transparenz. Es ist eine ehrliche Schönheit, die nicht erschlägt, nicht belehren will, nichts vorspiegelt, nichts symbolisiert, ja fast sich selbst vergessen macht. Beton ist ihr Träger und Bindemittel zugleich.